

# UDO

**UDO LINDENBERG  
MIT THOMAS HÜETLIN**

**Mit Illustrationen von Udo Lindenberg**

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2019

© 2018, 2019, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln  
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner  
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © Tine Acke

Illustrationen Innenteil: © Udo Lindenberg

Gesetzt aus der Dolly und der DIN

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05345-6

## EIN ANRUF AUS BERLIN

Stell Dir vor, Du gibst eine Party, und das Ganze dauert ein bisschen länger.

Nicht bis zum Morgengrauen. Nicht zwei oder drei Tage. Eher vierzig Jahre. So genau weißt Du es nicht mehr. Es ist schließlich eine Party, und da kann es schon mal passieren, dass man den Überblick verliert.

Du konntest Dir das leisten, weil es ja Dein Beruf ist, das Leben zu feiern und Dich dabei gehen zu lassen, denn Du bist ja ein Rockstar.

Was für den Direktor von Wüstenrot der penibel aufgeräumte Schreibtisch und der ordentlich gezogene Scheitel ist, das sind für Dich hübsche Frauen, die Dich bis ins Bett Deines Hotelzimmers verfolgen, und die leeren Flaschen, die der Etagenkellner wegräumt, wenn Du weit jenseits des Zwölf-Uhr-Läutens die Augen aufschlägst.

Klingt alles ganz lustig, aber wenn Du so ein Ding über vier Jahrzehnte durchziehst, gibt es auch miese Tage.

Und, weil auch Rockstars Menschen sind, die zwar die Gesetze der Biologie dehnen können, aber sie nicht überwinden, werden diese schlimmen Tage eher mehr.

Tage, an denen Du den Etagenkellner anflehst, die Vorhänge

Deiner Präsidentsuite noch ein wenig geschlossen zu halten. Du bist schließlich in einem Luxushotel und nicht bei der Bundeswehr, und, wenn Du ehrlich bist, weißt Du mit dem Licht da draußen nicht mehr viel anzufangen.

Dein Tag ist die Nacht. Die Dunkelheit weckt Dich auf. Der Alkohol, die Sprüche Deiner Entourage, wie Du Deine Kumpels nennst, dienen als Beschleuniger. So gegen 10 Uhr, wenn der Mann von Wüstenrot allmählich ins Bett geht, kommst Du langsam gut drauf.

Die Reise beginnt, rumstreunen nennst Du das. Neue Wege suchen, neue Abenteuer, auch, wenn das Ende, ein dicker Schädel, meist feststeht. Der nächste Tag, der Etagenkellner, Du kennst das Spiel.

Manchmal hast Du Angst, dass es nicht ewig so weiterlaufen wird, dass Dich der Schlag trifft oder eine schlimme Krankheit Dich dahinrafft oder Dein Herz auf einmal stillsteht. Aber es ist ja alles bis jetzt gut gegangen, und wenn Du Dich der Zwei-Promille-Grenze nährst, wächst in Dir die Überzeugung, dass es auch in Zukunft gut gehen wird.

Der Alkohol ist Dein Schutzengel, flüchtig, wankelmütig, wie das so seine Art ist. Aber zu Deinem Glück gibt es noch einen echten Schutzengel. Einen, der Dich nie hängen lässt, der immer da ist, wenn Du ihn brauchst: Mr Zuverlässig, der Typ, der Dich in Deiner Garderobe aufbaut, wenn Du Dich nicht raustraust auf die Bühne, der Typ, der mit den Ärzten spricht, wenn Du wieder eine Entziehungskur brauchst, der Typ, der Dich beschützt hat, seit Du denken kannst.

Erich. Dein älterer Bruder. Mit vollem Namen Erich Lindenberg. Du bist sein junger Bruder Udo. Udo Lindenberg.

Und dann erfährst Du, dass dieser Schutzengel Erich tot ist.

\*

Verstorben, nicht mehr am Leben, es gibt viele Worte dafür, wenn ein Mensch aufhört zu atmen. Udo kannte sie alle. Neu war aber für ihn das Gefühl, umgerissen zu werden.

Der große Udo, Mr Flexibel, Mr Superelastisch. Der Mann mit den Beinen, die oft wirkten, als seien sie aus Kautschuk. Das Wesen, das es meist schaffte, schneller zu sein als die Schläge, die das Schicksal bereithält. Dieser große Udo saß am Samstag, dem 16. September 2006, schwer atmend auf seinem Bett im Atlantic in Hamburg.

Ausgeknockt von einem Anruf aus Berlin.

Ein Mann namens Werner Tammen war am Apparat, und er sagte, die Polizei habe gerade die Eisentür zu Erichs Atelier in der Möckernstraße in Berlin Kreuzberg aufgebrochen. »Erich ist auf dem Bett gelegen, die Decke war glatt gestrichen. Keine Spuren von Gewalteinwirkungen. Er wirkte, als sei er einfach eingeschlafen.«

Udo harrte auf seinem Bett, regungslos. Dann rief er seine Schwester Inge an, teilte mit ihr die traurige Nachricht.

Beide rangen damit, wollten es nicht wahrhaben. Sagten sich immer wieder gegenseitig: Doch nicht Erich. Der lebte doch so gesund. Der rauchte doch nicht. Der trank doch höchstens ein Glas Rotwein am Abend. Der fuhr fast alle Wege, selbst im weit ausgedehnten Berlin, mit dem Rad.

Erich doch nicht.

Doch Erich.

So ging es hin und her. Unglauben. Verzweiflung. Gewissheit. Doch Erich.

Udo dämmerte weg. Am nächsten Tag setzte er sich in seinen Porsche und fuhr nach Berlin. Im Hinterhof von Erichs Atelier in der Möckernstraße klebte kalter Nebel, aber die Tanzschule unter dem Atelier feierte eine Party. »Fröhlicher Samba« war auf einem Plakat angekündigt, brasilianische Rhythmen klangen im Kreuz-

berger Herbst. Seltsame Gleichzeitigkeit. Erich war tot, und die Mieter unter ihm gaben eine Party.

Udo, noch immer schwer von Schock und Trauer getroffen, lehnte an der Mauer, lauschte der Musik und begann, das Ganze als Abschiedsfest für Erich zu deuten.

Udo dachte an Erich, der ein abstrakter Maler gewesen war, einer, dessen Bilder vor allem grau und weiß und hell und dunkel waren und vom Verschwinden des Individuums handelten. Die Schatten der Toten von Hiroshima. Solche Sachen. Essenzielles Zeug. Schwerer Stoff. In vielem das Gegenteil von Udo.

Erich hatte Malerei studiert, an der renommierten Folkwangschule in Essen. Aber er konnte sich nicht verkaufen, auch weil er den lauten, grellen Kunstbetrieb hasste und seine Kunst auch als Kritik an diesen Zuständen begriff.

Fast vier Jahrzehnte lang hatte Erich die meisten seiner Bilder in seiner hellen Wohnung in München Haidhausen am Wiener Platz gestapelt, ganz selten eines verkauft und wenn für wenig Geld. Sein Leben finanzierte Erich vor allem mit Zeichnungen, die er für das Münchener Amt für Denkmalpflege erstellte. Die Zeichnungen von den Fundstücken, die bei Ausgrabungen aus der Erde geholt wurden, waren so etwas wie seine Lebensgrundlage. Sein Basisgehalt, mit dem er seine Arbeit finanzierte: das Verschwinden des Individuums aus unserer Welt zu zeigen.

Jetzt war Erich weg, aufbewahrt bei einem Beerdigungsunternehmen, und Udo lehnte an der Mauer im Hinterhof. Er hörte die Musik, er wollte sie als Ehrenbezeugung für Erich umdeuten, aber seine Füße blieben still, als hätte er Schlamm an den Sohlen.

Udo dachte wieder nach. Wie Erich vor einem halben Jahr nach Berlin gezogen war, um doch noch einmal zu versuchen, Erfolg zu haben in einer anderen Stadt. Neues Berlin, neues Glück. Ein Atelier, in dem auch Udo manchmal arbeiten würde. Zu guter Letzt vereint, die ungleichen Brüder, in einem Raum.

Zusammen, weil sie einander nicht nur schützten, sondern auch, wenn sie es auch nie so genannt hätten, einander brauchten und liebten.

Gerade, weil sie so unterschiedlich waren.

Udo, der Profi, und Erich, der ewige Amateur.

Udo, der Popstar, Erich, der Purist. Udo, der immer die maximale Verbreitung wollte, Erich, der seine Bilder zu Hause bis unter die Decke stapelte. Udo, der immer an seiner Sichtbarkeit arbeitete, Erich, der sich versteckte.

Udo dachte an die Diskussionen mit Erich. Über den Hype des Kunstmarktes, mit dem man, so Udo, spielerisch umzugehen habe.

Nimm die Scheiße nicht so ernst, Erich, hatte ihm Udo oft gesagt. Und Erich hatte geantwortet: »Das kann ich nicht. Ich nehme das wahnsinnig ernst!«

»Ich bin doch nur ein kleiner Stricher«, hatte ihm Udo geantwortet – auch um Erich zu zeigen, dass er es mit ihm an Können, Tiefe, Ernsthaftigkeit und Anspruch nie würde aufnehmen wollen.

»Du verkaufst Deine Sachen doppelt so teuer wie ich – obwohl Du nur mit Eierlikör herumspritzt«, hatte Erich gesagt. »Du machst doch keine Gemälde, Du machst Cartoons, nur Cartoons, Likörelle, den ganzen Quatsch.«

»Ist doch scheißegal, wie wir das nennen«, sagte Udo. »Ich bezeichne meine Sachen als Gemälde, klingt teurer, klingt nach Werkverzeichnis. Ich hau einfach einen Galeristen an, so bin ich drauf: Ey Du, lass mal schnacken, nee?«

Aber Erich schüttelte nur den Kopf. Das war nicht seine Art, Ey Du, lass mal einen schnacken, nee? Erich litt unter seiner Erfolglosigkeit, und Udo litt mit. Wollte, dass Erich ein bisschen fröhlicher und leichter mit dem in seinen Augen völlig irren Kunstmarkt umgeht.

Udo lehnte noch eine Weile an der Hausmauer und hörte dem Samba der Tanzschule zu. Es war eine etwas surreale Totenfeier, improvisiert, umgedeutet, irgendwie Kunst.

Erich in seinem Atelier darüber hätte sicher seinen Spaß gehabt. Nur leider blieb es beim Konjunktiv, denn Erich war tot. Und ja, vielleicht lächelte er jetzt, aber dann von einer Wolke am nächtlichen Himmel oder auf einem Kahn unten am Hades, wo ihn ein Fährmann mit sicheren Ruderschlägen ins Jenseits steuerte.

Erich, das spürte Udo, als der Samba den Hinterhof beschallte, war in guten Händen. Udo drückte sich von der Hauswand weg, zog den Hut ein wenig tiefer und machte sich auf den Weg zurück ins Hotel Interconti, sein Basiscamp, wenn er in Berlin zu tun hatte.

Er war traurig, als er durch die Straßen dorthin fuhr, aber das Adrenalin, das bei so einem Todesfall in den menschlichen Körper strömt, tat ebenfalls seine Arbeit und erfüllte ihn mit einer merkwürdigen, nervösen Energie.

Klar, Erich lächelte jetzt, aber es war trotzdem notwendig, dass man Erich bald auf dem ganz realen Planeten Erde in der ganz realen Metropole Berlin die Art letzter Ehre erwies, die ihm zustand.

Erich sollte nicht irgendwo verscharrt und vergessen werden. Das Adrenalin pumpte, und wie immer, wenn es in einer angemessenen Dosis, nicht zu viel, nicht zu wenig, durch Udos Blutbahnen gespült wurde, hatte er eine Idee.

Udo würde dafür sorgen, dass Erich an einem würdigen Ort beerdigt wird. Und gab es für Erich einen passenderen Ort als diesen verwunschenen kleinen Friedhof an der Chausseestraße in Berlin-Mitte?

Der Platz war ein wenig unscheinbar, schon klar. Draußen rumpelte eine Straßenbahn vorbei, die Straße war eigentlich nicht nur

im November und im Februar, sondern das ganze Jahr schmutzig. Aber auf diesem Friedhof lagen viele Männer und Frauen, die etwas bewirkt hatten in diesem Land, Männer und Frauen, deren Geist die Künste und die Kultur leuchten ließ und deren Strahlkraft oft angehalten hatte bis heute.

Bertolt Brecht und seine Frau Helene Weigel waren hier beerdigt. Die Philosophen Johann Gottlieb Fichte und Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Heinrich Mann und Johannes R. Becher. Heiner Müller. In dieser Gesellschaft, davon war Udo überzeugt, würde Erich sich wohlfühlen.

Dort gehörte er hin.

Ein Leben lang war Erich schüchtern gewesen. Seine Zurückhaltung hatte seinem Erfolg im Weg gestanden und hatte verhindert, dass die Sonne mit voller Kraft sein Talent hätte bestrahlen können. Aber damit war es nun vorbei. Udo würde seinen Bruder ordentlich unterbringen. Ob der wollte oder nicht. Aber tief drinnen wusste Udo: »Wahrscheinlich wollte Erich das.«

Er hatte es immer gewollt.

Der Tag der Bestattung war klar wie eine Flasche Evian. Die Luft herbstlich frisch, der Himmel dunkelblau, dazu Udo, der sich nicht hatte groß umziehen müssen für Erichs letzten Akt: Schwarz war ja die Grundfarbe seiner Uniform, der Mantel aus schwarzem Leder, die schwarze Brille, schwarze Hosen.

Der kleine Friedhof war gut gefüllt, Udo hatte einen großen Strauß sehr langstieliger roter Rosen bereitstellen lassen, damit die Freunde, Familie und Weggefährten des Bruders einen letzten Gruß zu dessen Urne legen konnten. Im Anschluss ging es in Kleinbussen in ein Kreuzberger Café zu einer kleinen Stärkung. Udo saß still und melancholisch am Tisch, als sich eine Freundin des Bruders aus München näherte und fragte, ob Udo nicht überlege, einen Song über den verlorenen Bruder zu schreiben. Udo nahm die Brille kurz ab. Die Freundin sah Augen, die aussahen, als hätten sie seit

Tagen keinen Schlaf mehr gefunden, wund vor Traurigkeit, aber keine Tränen.

»Der Tod ist ein Irrtum, ich krieg das gar nicht klar. Die rufen gleich an und sagen, es ist doch nicht wahr«, sagte Udo auf die Frage von Erichs Freundin. Es waren, wie sich zwei Jahre später herausstellen sollte, die ersten vier Zeilen zu »Stark wie Zwei«.

Erich war anfangs der gewesen, der vorausgegangen war. Der den Weg gebahnt hatte in Gronau. Und, als Udo später diesen Weg verlängert, ausgebaut und verbreitert hatte zu seiner eigenen Autobahn, dem Udoway, da stellte Erich den seelischen Boxenstopp, die geistige Tankstelle dar, und, wenn es sein musste, auch noch das Rettungsfahrzeug in Form eines Ein-Mann-Unternehmens namens Älterer Bruder.

Verdammt noch mal, Erich. Bisschen früh, hier einfach zu verduften.

Kein Wunder, dass Udo ihn vermisste.

Der Udoway war jetzt nur noch ein Highway ohne Leitplanken. Eine grell ausgeleuchtete Betonpiste, auf der man sich den Hals brechen konnte, wenn man allein und schnell unterwegs war.

Kein Speedlimit, kein Stoppzeichen.

Dummerweise nur war ausgerechnet diese Disziplin Udos Spezialität.

Die Überholspur sowieso.

»Der Junge liest, er taugt nicht«, hatten die Bürger von Gronau über diesen groß gewachsenen Jungen namens Erich gesagt.

Einer, der rote Haare hatte und über die Felder spazierte mit einem Buch von Sartre oder Goethe in der Hand. Einer, der in der Schule nur Bestnoten hatte und sich trotzdem nicht für einen Beruf interessierte, in dem man aus Zahlen Geld machen kann.

Einen, der stattdessen Jazz hörte. Duke Ellington, Miles Davis,

zunehmend schwieriges, unzugängliches Zeug, das zu Sartre passte. Erich, der Existenzialist von Gronau.

Eine Art seltsamer Heiliger. Respektiert, ein wenig gefürchtet, anstößig in seiner Brillanz.

»Ihr seid kein Erich«, dieser Satz war Erichs Echo für seine Geschwister, ein Vermächtnis, das Erich in der Lehrerschaft von Gronau hinterlassen hatte.

»Ihr seid kein Erich«, das bekamen die Zwillingsschwestern Erika, genannt Ecki, und Inge sowie Udo gerne zu hören, wenn sie wieder ihre Zweien und Dreien und Vieren und manchmal Fünfen abholten am Lehrerpult.

Kein Erich, denn Erich war der mit den Einsen gewesen.

Gemütlich liegt er da, der Friedhof. Fast kuschelig, dachte Udo, als er mit seinem Porsche zurückfuhr ins Atlantic. Der Verlust hatte ihn Kraft gekostet, die Beerdigung mit Erichs Freunden war zwar kein Trost, aber sie schenkte Udo das Gefühl, etwas getan zu haben für den Bruder. Aufgestanden zu sein gegen einen Schmerz, der ihn hatte taumeln lassen.

Im Atlantic angekommen, verschwand Udo schnell in seiner Suite. Er dachte an seine Mutter Hermine und wie er nach deren Tod die Sauferei sechs langer Jahre beendet hatte. Ihm dämmerte, dass der Schmerz jetzt auch eine Chance war. Ein Weckruf, Dinge zu ändern, die er angefangen hatte, für normal zu halten.

Dauerbedröhnt zu sein, gehörte zu diesen Dingen. In dieser Blase von Alkohol, teuren Roomservice-Rechnungen und einer schulterklopfenden Entourage eingeschlossen durch die Jahre zu gleiten und nicht zu merken, dass die wirklich guten Zeiten lange vorbei waren. So over, dass einige in der Entourage sich nicht einmal mehr an sie erinnern konnten, die geilen Tage.

»Entweder ich sauf mich tot oder ich versuch noch mal ein richtiges Comeback«, hatte Udo ein paar Vertrauten manchmal

geflüstert, wenn er durch die Risse der Blase auf jene seltsame Welt blickte, die er damals seinen Alltag nannte.

Als er jetzt in seiner Suite saß, beschloss er, dass Totsaufen als Option ausgedient hatte.

Tot war Erich, er war der Erste von den vier Geschwistern, der sich verabschieden musste.

Der Sensenmann war in der Familiengeneration von Udo angekommen. Das Dasein, falls es da nach der zweiten Flasche Whisky noch irgendwelche Illusionen gegeben haben sollte, war begrenzt. Klar, das Ende konnte an jeder Ecke lauern, man konnte den Weg dorthin aber auch noch beschleunigen.

Mit einer dritten Flasche Whisky.

Oder eben nicht.

»Für den geheiligten Namen Lindenberg noch mal ein großes Ding machen«, sagte sich Udo in seiner Suite.

Ein großes Ding, er hatte es ausgesprochen. Das große Ding stand sozusagen im Raum, in seiner Suite. Es bedrängte ihn.

»Damit eins mal klar ist«, sagte Udo.

»Das große Ding geht nur ohne Suff im Kopp.«  
Nüchtern.

## DAS MÖBELHAUS

Stell Dir vor, Du sitzt auf der Rückbank einer Limousine, schön und bequem, der Fahrer hat alles im Griff, aber es breitet sich trotzdem eine gewisse Unruhe in Dir aus.

Du würdest gern anhalten, Dir kurz die Beine vertreten, vielleicht sogar die Landschaft, die an Dir vorbeifliegt, genauer ansehen. Aber das geht nicht, denn Dein Business ist die große Fahrt.

Trotzdem merkst Du, dass der Motor ruckelt und der Tank allmählich leerer wird. Und dummerweise hat niemand in Deiner Limousine noch Bares, um teures Benzin zu kaufen. Aber Du bleibst auf Kurs. Der Motor wird schon aufhören zu stottern. Jemand mit Geld für den Sprit wird kommen oder welches überweisen.

Aber so sicher wie früher, dass alles gut wird, bist Du Dir nicht mehr.

Da denkst Du an Rex Gildo, der zehntausend Mal Hossa gesungen hat, am Ende in irgendwelchen Möbelhäusern, nur um den Tank noch vollzukriegen, bis zum nächsten Möbelhaus.

Du beruhigst Dich, weil Du nie Rex Gildo warst, kein Schlagersänger, der nach der Peitsche von Dieter Thomas Heck tanzte. Du bist Udo, der Rock'n'Roller, der das Mikrofon wie ein Lasso schwingt, aber nie die Peitsche.

Nur, auch Deine Geschäfte gehen nicht mehr besonders. Und Deine Entourage hat Hunger und vor allem immer Durst. Du zeichnest die Rechnungen ab, weil Du schließlich der Chef bist. Don Udo Corleone.

Aber da draußen vor Deinem Limousinenfenster ziehen jetzt Baumärkte vorbei – und die Dinger kommen irgendwie näher, obwohl sie noch weit genug weg sind, den Sicherheitsabstand hinter dem Limousinenglas noch halten.

Es ist mehr so ein Gefühl, aber aus dem Gefühl wird ein Gedanke: »Verdammt nah, der Baumarkt, und ist Rex Gildo nicht irgendwann aus dem Fenster gesprungen und war tot, weil er die Möbelhäuser nicht mehr ausgehalten hat?«

Dann denkst Du wieder an den Baumarkt. Es ist eine sehr unangenehme Vorstellung, und sie wird auch nicht angenehmer, wenn Du an den Parkplatz vor dem Baumarkt denkst, wo sie Dich nach dem Auftritt zwischen Farbkübeln und Duschvorhängen und Klobürsten vermöbeln, weil sie finden, »Cello« hätte aus Deinem Mund schon mal besser geklungen.

Ein paar Töne, sagen sie, sind falsch. Sie reklamieren mit der Faust und Stiefeltritten.

Nee, nee, das ist eine ganz unangenehme Vorstellung. Lieber an was Schönes denken. Oder einen trinken und an was Schönes denken. Oder einfach weiterfahren, einen trinken und an gar nichts mehr denken.

Du kannst das, Du bist schließlich Udo Lindenberg.

\*

Die Krise, die mit dem Tod Erichs ihren Höhepunkt erreichte, hatte sich schon seit Jahren um Udo herumgeschlichen. Sie hatte ihn manchmal richtig gepackt und geschüttelt, aber Udo, der, wenn es sein muss, auch ein Weltmeister im Verdrängen sein

kann, wollte nichts davon wissen, dass die Zeiten schlechter wurden.

Kurz nach der Jahrtausendwende hatte Udo einen Song geschrieben. Er hieß »Der Millionär hat keine Kohle mehr«. Es ging um einen Spekulanten, der an der Börse sein Vermögen verzockt hatte.

Um einen Typen, der geglaubt hatte, einen lebenslangen Anspruch auf das Beste vom Besten zu haben, und der nun, tief gefallen, nicht mehr in der Präsidentensuite residierte, sondern im Hotel Filzlaus an der Reeperbahn.

Der Millionär hat keine Kohle mehr  
das Leben ist grausam  
und die Taschen sind leer  
Haste mal 'n schlaffen Euro oder 'ne müde Mark?  
Die letzte Bank, die ihm noch bleibt  
ist die Bank im Park

Das klang durchaus nach Spott und Hohn für einen protzenden Armleuchter, aber selbst die, die es gut mit Udo meinten, konnten schwer übersehen, dass da auch Züge von ihm selbst auftauchten, nicht nur zwischen den Zeilen, sondern gewissermaßen als Zweitstimmen im Ohr des besser informierten Zuhörers. Udos Karriere befand sich seit Langem in einem sanften Sinkflug. Zwar gab es noch gutes, sicheres Geld aus alten Verträgen, aber künstlerisch lebte Udo auf Kredit, und er wusste es.

Entweder ich sauf mich tot, oder ich versuch noch einmal ein Comeback.

»Der Millionär hat keine Kohle mehr« war einer der wenigen Songs auf dem Album »Atlantic Affairs« aus dem Jahr 2002, die Udo selbst getextet und komponiert hatte.

Der Song auf einem Album, das ansonsten von der Vertreibung

und dem Exil jüdischer Komponisten und Musiker im Dritten Reich handelte. Udo sang Coverversionen von diesen Liedern, es war als Hommage gedacht, aber eine ungewollte Begleiterscheinung war, dass in diesen Songs, die von Verschwinden handelten, auch klar wurde, dass Udo sich immer weiter von dem entfernte, was er einmal gewesen war.

Klar, es waren Songs, die im Ozean des Vergessens herumtrieben und die es absolut verdient hatten, wieder gehört zu werden. Songs wie »Bin nur ein Johnny« von Paul Abraham oder »My Ship« von Kurt Weill oder »Irgendwo auf der Welt« von Werner Richard Heymann oder »Es sind die finsternen Zeiten« von Hanns Eisler.

Allein schon die Geschichten um diese Komponisten, die auf der Flucht vor Hitler ihre Karrieren, ihre Tische im Caféhaus, ihre Wohnungen, ihre Fans, ihren Ruhm hatten hinter sich lassen müssen, um in einer neuen Welt, einer neuen Sprache, im völlig Unbekannten wieder anzufangen!

Es waren Geschichten, die Udo manchmal spätnachts in der vermeintlichen Behaglichkeit seines sicheren Atlantic Dampfers den Schlaf raubten. Geschichten, in die er sich vertiefte, die er mit erlitt.

»Und immer wieder diese kleinen, schäbigen Hotels«, sagte Udo oft kopfschüttelnd, zog an seiner Zigarre und vergrub sich wieder in die Biografien jener hochbegabten Musiker und Feingeister, die die stumpfen Mächtigen von damals als Stümper geschmäht, bedroht und verjagt hatten.

Männer wie Paul Abraham, der aus Budapest stammend im Berlin der 30er-Jahre das heruntergekommene Genre der Operette komplett erneuert hatte, der mit seinem Jazz und frechen Texten in den besten Häusern gefeiert wurde und der dann plötzlich flüchten musste nach New York.

Dort im Mutterland des Jazz hatte niemand auf Abraham ge-

wartet. Ein König der neuen Operette in Europa, ein Niemand in Amerika.

Schnell gesellten sich Geldsorgen zur fehlenden Anerkennung, ein Strudel der Depression setzte ein, so verheerend, dass Abraham sich Mitte der 40er-Jahre auf der New Yorker Madison Avenue wiederfand, wo er statt eines Orchesters nur den Verkehr zu dirigieren versuchte – ohne dass die Polizei von Manhattan ihn darum gebeten hatte.

Einige Jahre war er darauf in der geschlossenen Psychiatrie in Long Island eingesperrt. Erst Mitte der 50er-Jahre dann Rückkehr nach Hamburg, erneut Psychiatrie, schließlich früher Tod 1960, umnachtet, in der Anstalt, überzeugt, in New York zu leben und bald jenen Erfolg zu haben, der ihm nie vergönnt gewesen war.

Oder Friedrich Hollaender, Kabarettist, Komponist, Klavierbegleiter in Stummfilm-Kinos. Vor allem aber schrieb er Musik zu Josef von Sternbergs Kinomeisterwerk »Der blaue Engel« mit Marlene Dietrich als Lola Lola, die »Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt« singt.

Auch er musste sein Leben retten und 1933 Deutschland verlassen, undenkbar zwei Jahre zuvor, als er sich im Berliner Kabarett mit dem Song »An allem sind die Juden schuld« noch über die Nazis und ihr durchsichtiges Sündenbock-Gesuche lustig gemacht hatte.

In Hollywood gründete er sein Berliner Tingel Tangel Theater neu. Zur Premiere kamen Stars wie Gary Cooper, Bette Davis und Ernest Hemingway.

Charlie Chaplin schrieb ins Gästebuch »Never laughed so much before« – aber als der Geschäftsführer mit der Kasse durchbrannte, war Hollaender erneut am Boden. Er rappelte sich wieder auf und wurde zu einem der beliebtesten Filmkomponisten Hollywoods, schrieb über 150 Songs unter anderem für Billy

Wilder und Ernst Lubitsch, seine Lieder kletterten in die Charts, gesungen von Louis Armstrong, Bing Crosby und Billie Holiday.

Aber trotz dieser Erfolge blieb die Vertreibung eine Wunde. Mitte der 50er-Jahre kehrte Hollaender zurück nach München, wo er 1976 starb.

Abraham, Heymann, Weill, Eisler, Hollaender, alle diese Geflüchteten, die mit dem Leben davongekommen waren, einte neben ihrer Brillanz und einem Übermaß an Talent der Schmerz, in die Fremde ausgestoßen worden zu sein.

Alle wollten nach dem Krieg zurückkehren in ein Land, in dem ihre Familien zum Teil ausgelöscht worden waren.

Wurden sie mit offenen Armen empfangen? Nichts dergleichen, auch das geschrumpfte Deutschland blieb ein kaltes, verklemmtes, oft feindseliges Land. Eisler, der in Ostberlin eine Heimat fand und die Nationalhymne der DDR komponieren durfte, hatte Glück. Heymann dagegen musste im Westen noch 1957 einen »Kulturtest« absolvieren, um wieder einen deutschen Pass zu erhalten.

Udo wollte mit seinem Album nachhelfen, diese Schande und Ungerechtigkeit zu korrigieren, er legte sich schwer ins Zeug – vielleicht zu schwer.

Das Projekt, inszeniert als Revue, mit Gästen wie Yvonne Carterfeld, blähte sich so weit auf, dass Udo kaum noch darin zu erkennen war. Technoklänge und eine arg elektronisch wirkende Produktion im bemühten Stil eines neuen Berlin taten ihr Übriges.

Udo geriet unter Wasser auf seinem Atlantic Dampfer. Die wirklich fabelhafte Idee hinter »Atlantic Affairs«, die großen jüdisch-deutschen Komponisten der Weimarer Republik im wiedervereinigten Berlin der Jahrtausendwende bekannt zu machen, gelang nicht ganz.

»Atlantic Affairs« schaffte es nur bis Platz 76 in den deutschen Charts. Nach einer Woche fiel das Werk aus der Hitliste. Mit knapp

7000 Stück blieb es eines der am schlechtesten verkauften Alben, die Udo je aufgenommen hat. Eine echte Enttäuschung.

Udo ließ sich den Tiefschlag nicht anmerken. Er ging mit einer aufwendigen Revue auf Tournee, rauchte Thymian-Rosmarin-Zigaretten, trank Kräutertee, ließ sich von seinem Leibwächter Eddy Kante Fitnessübungen zeigen und versuchte nach einer Meniskus-OP, sein rechtes Knie nicht zu sehr zu belasten.

Sein neuer ständiger Begleiter war nun ein schwarzer Gehstock. Teuer sah das Ding aus, besonders der Griff: ein Vogel in Silber.

Aber der Sinkflug seiner Karriere zog Udo auch innerlich runter. Vor den Hotels in Erfurt oder Leipzig, die er bestenfalls mal kurz nachmittags verließ, standen nicht mehr drängelnde Fans mit breiten Filzstiften und aufgeklappten Blöcken.

Da waren nur noch zufällig einkaufende Passanten in bunten Goretex-Jacken, die die alternden Männer mit den unkrautartigen Haaren und den Lederkuttan anstarrten wie einen Rocker-Club aus der Provinz, dem die Motorräder nachts aus der Hotelgarage gestohlen worden waren. Desperados mit abgeschubberten Kreditkarten. Das Ablaufdatum rückte näher. Verlängerung? Na, mal sehen.

Natürlich war Whisky an solchen Nachmittagen keine Lösung. Aber wann hatte dieser Spruch je geholfen? Vor allem, wenn zu den Goretex-Jacken noch Nieselregen kam.

Manchmal musste Udo auf dem Weg zur Bühne gestützt werden, manchmal hatte er Probleme mit den Texten auf dem Teleprompter. Nichts wirklich Dramatisches, nicht so schlimm wie gelegentlich in den goer-Jahren.

Aber trist, irgendwie.

Man dachte an Friedrich Hollaender und was er wohl für eine Melodie unter die Szenen solcher Abende gelegt hätte. Etwas in Moll, klar, dazu ein schlichtes Geigerquartett, das langsam über die Saiten strich.

Dazu kam nun, was Udo wirklich seit Jahrzehnten nicht mehr kannte: finanzieller Kummer.

Gut, ein Teil von Udo hatte immer der Abteilung Zocker angehört, so schwere Brillen am Spieltisch und alles auf Rot, bis den Groupiers der Schweiß ausbrach, die Bank in die Luft flog, die Damen ihren langweiligen reichen Ehemännern die Perlenketten auf den grünen Filz knallten, um mit Udo, der schwersten Brille of all auf einer weißen Jacht in den Sonnenuntergang zu segeln, logisch, diese Art Bild von Udo hatte es immer gegeben.

Aber das war Zockertum als Image, als Showbiz, und vor allem war es für die guten Zeiten reserviert. Jene, in denen die Musik Udo ein geiles Blatt in die Hand gab und er die Hits wie Trümpfe von oben runterspielen konnte.

Aber jetzt mit einer Woche auf Platz 76 und Thymian-Rosmarin-Zigaretten sah die Sache anders aus. Safety first war nun die Parole des Don. Noch nicht Schwimmwesten anlegen, aber auch keine idiotischen Manöver, bei denen man sich den Hals brechen konnte, alles klar?

Aber genau solche Manöver hatten die Leute, denen Udo sein in vielen langen Nächten zusammengesungenes Geld anvertraut hatte, getätigt.

Udo konnte es nicht glauben.

Er hatte bei seiner seriösen Hamburger Bank angerufen und sich nach dem Stand seines Vermögens erkundigt. War durchgestellt worden zum Mann seines Vertrauens.

Hüsteln. Röcheln. Schließlich die Botschaft: Der Markt sei schwierig in den letzten Wochen, die Aktien hätten sich negativ entwickelt.

Pause.

Und was heißt das nun unterm Strich, wollte Udo wissen.

Nichts mehr da, war die Antwort.

Wie – nichts mehr da?

Ihr Depot, Herr Lindenberg, ist leer.

Easy, dachte Udo. Er hatte Erfahrung in Krisen finanzieller Art. Zum Beispiel hatte er in den 90er-Jahren einem Typen namens Jürgen Harksen einmal 100 000 Mark gegeben, weil der versprochen hatte, daraus 13 Millionen Mark zu machen.

Harksen hatte angegeben wie ein Lude von der Reeperbahn.

Er hatte gelbe Lamborghinis mit Flügeltüren vors Atlantic gestellt, er hatte Champagner ausschenken lassen, als sei es Wasser, aber was die Leute wirklich high machte bei seinen Partys hoch über der Elbe, war der Gedanke von den sagenhaften 1300 Prozent Gewinn.

Richtig besoffen waren sie vom ganz großen Geld.

Und, weil Udo niemandem den Spaß verderben wollte, hatte er kurz mitgetanzt und Harksen 100 000 Mark überlassen.

Dann, nach ein paar Tagen, war Udo ein bisschen früher aufgestanden, hatte bei Harksens Villa geklingelt und gesagt: »Ich habe es mir anders überlegt. Ich hätte gern meine Kohle zurück.«

Harksen protestierte, aber weil Udo hart blieb und außerdem seine Sonnenbrille abnahm, lenkte Harksen schnell ein und überwies Udo die 100 000 Mark zurück.

Ohne Abzüge. Ohne Wehmut. 100 000 Mark, glatt.

Wie gesagt, das war easy gelaufen.

Also dachte Udo, als er vom Banker hörte, alles sei weg, auch hier erst mal wieder: easy. Dann sorgt eben dafür, dass es wieder da ist.

Geht nicht, leider, sagte der Banker.

»Wie, geht nicht?«, fragte Udo. Dann muss wohl mal einer meiner Anwälte nach dem Rechten sehen.

Eigentlich hatte Udo den Laden stets nur die Osterhasen-Bank oder die Pudding-Bank genannt. Oder sonst etwas, was nach Geschenken und Leckereien klang, nach gutem Stoff, aber nicht nach Ärger.

Aber genau das, Ärger, danach roch es ganz merkwürdig und eindeutig. Und damit war es ein Fall für Dr. Hund.

Dr. Hund, so sein Spitzname, ist bis heute Udos Anwalt für schwierige Fälle, und nach allem, was sich bis jetzt ereignet hatte, war dies einer.

Die Osterhasen-Bank hatte sich nicht an Udos Losung gehalten, vorsichtig zu investieren, sondern war mit seinem ganzen Guthaben von ungefähr 4 Millionen Euro an diesen seltsamen Geld-Vermehrungs-Zirkus marschiert, der sich damals Neuer Markt nannte.

Bis zu 30 Kontoüberweisungen pro Tag hatte Dr. Hund ausgemacht: kaufen, verkaufen. Statt Udos Geld zu verwalten, hatte die Bank damit gezockt, und nun war das meiste weg, verspielt, verjubelt, in Luft aufgelöst.

Udo nahm Platz gegenüber dem Schreibtisch seines Bankers, dabei achtete er darauf, dass seine Stimme ruhig blieb, aber hörbar. Manchmal nuschelt Udo, als spräche er zu sich selbst, aber das war keiner von diesen Fällen. Udo wollte, dass sein Bankier ihn verstand. Jedes Wort verstand.

»Ihr habt euch an meiner Verarmung bereichert«, sagte Udo, »als wäre ich irgendein Arsch, aber ich bin Lindenberg. Euer Verhalten verstößt gegen den Ehrenkodex. Das ist Disrespekt. Das muss geahndet werden.«

Der Bankier saß stumm da. Er hatte durchaus Prominente in seinem Kundenkreis, aber so einen Text zur Pleite des Neuen Marktes hatte ihm noch niemand geboten.

Nur, Udo groovte sich gerade erst ein. Er spielte sozusagen die ersten Akkorde dieses Nachmittags.

»Ich habe viele Freunde«, fuhr Udo fort, »denen kann ich das gar nicht erzählen, was ihr mit mir gemacht habt. Die würden da nicht stillhalten können, egal ob ich mit meinen Freunden auf der Reeperbahn oder mit denen im Kanzleramt spreche. Ihr seid

gesunde, vermögende Menschen hier bei eurer Bank, steht in der Blüte eures Lebens. Also seid vernünftig. Ich will, dass es euch gut geht, und damit dies so bleibt, wäre es vernünftig, wenn ihr mir 3 Millionen Euro zurück auf mein Konto zaubert.

Ihr habt das Geld verzockt, darüber müssen wir nicht diskutieren. Aber ich will von meiner Seite nicht kleinlich sein oder nachtragend. Deshalb gebe ich mich, sagen wir mal, mit 70 bis 80 Prozent der ursprünglichen Summe zufrieden.«

Aber die müssten es schon sein.

3 Millionen Euro.

Der Bankier wand sich. Er könne Herrn Lindenberg verstehen, sagte er. Er selbst sei ja auch eher vom altmodischen Schlag, und er hätte seine jungen Kollegen gewarnt, keine unnötigen Risiken einzugehen. Aber man habe ihn gemaßregelt, jeden Tag. Er müsse mehr riskieren. Du musst umdenken. Geschäft geht jetzt anders.

Udo nickte, Dr. Hund nickte. So wie sie beide die Köpfe senkten und wieder hoben, richtig synchron, sah es harmonisch aus. Nett.

Pflegeleicht, hätte man denken können.

Aber man hätte sich getäuscht.

Udo erhob sich. »Alles klar, mein Lieber, ich verstehe deine Probleme mit der neuen Zeit. Aber ich brauche die drei Millionen, auch weil ich mit einer Million nicht besonders weit komme.«

Er lebe im Hotel, bezahle die Rechnungen seiner Entourage unten an der Hotelbar und, wenn er mit seinen Freunden eine Reise unternehme nach New York oder nach Venedig oder nach Miami, dann blieben die Kosten des Trips todsicher immer nur bei einem hängen.

Genau.

Der Vorname habe drei Buchstaben.

Udo verabschiedete sich, und ein paar Wochen später geschah

das, wovon Millionen in der folgenden Finanzkrise Geprellte bis heute träumen: Der geforderte Betrag fand sich wieder.

Auf Udos Konto.

Es kehrte erst einmal Ruhe ein. Der Konkurs war abgewendet. Vor allem aber floss ja auch noch Bares aus einem Geldautomaten namens Plattenfirma.

Aber auch da knirschte es. 7000 Alben von »Atlantic Affairs« war nun wirklich nicht besonders. Zumal in einer Zeit, in der die Musikindustrie, wie man sie im 20. Jahrhundert gekannt hatte, ums Überleben kämpfte.

Udo war in den Augen der neuen Manager nicht mehr ein großer Star aus großen Zeiten oder ein Klassiker, Udo war dabei, ein Dinosaurier zu werden.

Es ging jetzt um die Fusion von BMG und Sony, es ging darum, sich von, wie es hieß, »Ladenhütern zu trennen«, es ging um »Marketingoberflächen«, die durch Typen wie ihn blockiert wurden.

Deshalb bestellte man Udo nachmittags in die BMG-Zentrale.

Udo hatte leicht einen sitzen, denn er rechnete damit, dass es keine angenehmen Nachrichten sein würden, die es dort zu besprechen gab. Also schöner Dämmpegel, um den Schlag abzudämpfen. Udo saß im Sessel und lauschte.

Es ging um die Herren Brecht und Eisler und darum, dass die Leute da draußen »so was nicht hören wollen«.

»Joooa«, sagte Udo in einer Art Superzeitlupen-Speak, »kann ich verstehen, dass euch das Album nervt. Ist joooa auch kein Hit drauf.«

»Hier, nimm deine Kohle, wir zahlen dich aus, und du verlässt die Firma – das wäre unser Vorschlag.«

»Joooa«, sagte Udo.

Er spürte, dass Widerstand zwecklos war. Und, wenn er ganz ehrlich mit sich selbst sprach, sozusagen von engstem Geheimrat

zu allererstem Geheimrat, dann musste er auch zugeben, dass er in diesem Laden nichts mehr verloren hatte.

War dies nicht die Firma, die auch die Platten von Dieter Bohlen rausbrachte?

Hmmm. Joaaa. Joooo.

»Irgendwie kann ich das auch verstehen«, sagte Udo. »Ist ja auch schwierig für euch. Und ist wirklich kein Hit drauf. Nur ein paar Songs von Nazi-Verfolgten. Nee, ist mir klar, verstehe, ist nicht euer Ding.«

Udo verabschiedete sich, fuhr mit dem Fahrstuhl nach unten, wo er über den Potsdamer Platz wankte.

Zum ersten Mal seit 1971 war er ohne Plattenvertrag.

Er war entlassen.

Das tat weh. Auch wenn Udo gesagt hatte, er könne den Schritt aus Sicht der Plattenfirma verstehen. Es schmerzte, auf einmal als jemand identifiziert zu werden, der nur noch Geld kostete und viel zu wenig einspielte.

Ein Verlustbringer.

Einer, mit dem man Geld verlor.

Einer, der nicht mit Zahlen konnte.

Lange Zeit waren die Zahlen auf Udos Seite gewesen. Sie waren wie Freunde. Er konnte sich auf sie verlassen, und sie warfen ein ruhiges, mildes Licht auf ihn.

Jetzt aber hatte BMG dieses Licht ausgeknipst. Und Udo suchte Schutz im Halbdunkel der Bar des Berliner Interconti. Hier stand eins seiner wichtigen Faxgeräte. Hier konnte man ihn erreichen.

Hier stand auch genügend Alkohol, um die Zeit des Wartens zu überbrücken. Die Plattenfirma hatte ihn verlassen. Aber die Bar war da.

Udo war angezählt. So wie die Dinge lagen, gab es keine Zukunft mehr für ihn. Nur noch eine Vergangenheit, die ihn he-

runterzog. Erinnerungen, die die laufenden Kosten nicht deckten.

Udo fehlte Kraft, Wille und Überzeugung zu einem wirklichen Neuanfang, und deshalb nahm er, was die Bar bot und was die Faxmaschine an Aufritten ausspuckte.

Eine Rolle in einem Musical von Peter Maffay.

Ein Gastauftritt bei Nena.

Es waren noch nicht die Möbelhäuser, in denen jemand wie Rex Gildo die langen Jahre seiner Restkarriere bis zu seinem Selbstmord zubrachte, oder die Baumärkte, über die Udo und der bessere Teil seiner Entourage düster scherzten. Aber diese trostlosen Zweckbauten in den Gewerbegebieten der Städte rückten näher.

Was wollte man machen?

Einen doppelten Whisky an der Bar des Interconti halt.

Und, wenn es so viele doppelte Whiskys waren, dass die Flasche leer war – keine Panik. Es war schließlich die Bar des Interconti.

Die hatten auch noch eine zweite Flasche. Und wenn die leer war, eine dritte. Oder eben etwas anderes.

Es knallte nicht mehr, es dämpfte.

Udo war in Sicherheit an der Bar des Interconti. Und, wenn er wirklich herausfiel aus dieser Blase aus Alkohol, Dämmerlicht und gesalzenen Preisen, dann waren da immer noch seine Ärzte.

»Trinken unter ärztlicher Aufsicht«, hatte er das einmal genannt vor vielen Jahren. Er war jung gewesen damals. Stand am Anfang. Nur, jetzt war er Mitte 50, und wenn das Faxgerät in der Bar ratterte, brauchte er eine Lesebrille.

Trinken unter ärztlicher Aufsicht war kein Spaß mehr. Der leichtfertige Moment fehlte, überhaupt, die Leichtigkeit, die ihn einmal ausgezeichnet hatte, war einer seltsamen Schwere gewichen.

Auch hier gab es Momente der Nonchalance.

Aber nicht einmal mehr im inneren Zirkel war er noch der struppige, aber strahlende Vogel von früher.

»Die singende Bockwurst« nannten sie ihn jetzt. Und selbst die Tatsache, dass dieser Mann einen Hut trug, half nicht dabei, das Bild mit der Bockwurst zu erschüttern. Der Hut, das war für seine Begleiter einfach nur der Zipfel an der Wurst.

Eines Abends ratterte das Faxgerät wieder. Auf dem Briefkopf stand Hapag-Lloyd, und der Reiseveranstalter fragte, ob Udo Lust hätte, im Rahmen des Unterhaltungsprogramms auf der MS Europa während einer Kreuzfahrt nach Edinburgh aufzutreten.

Das war nun nicht direkt das Möbelhaus, aber bei einer solchen Veranstaltung den Spaßaugust zu machen, war auch nicht gerade Rock'n'Roll oder cool oder easy.

Aber es war Ablenkung, es war ein Schritt, es brachte ein paar Euro, und es ging nach Schottland, der Heimat von Udos Lieblingsgetränken.

Also sagte er zu.

Bin nur ein Jonny  
zieh' um die Welt  
tanze für money  
singe für Geld

Paul Abraham ließ grüßen. Paul mit seinen Zeilen voll pragmatischer, tapferer Melancholie hatte verstanden.

Was allerdings nicht einmal Paul hatte vorhersehen können, war das Alter der Passagiere auf der MS Europa. Rentenalter aufwärts. Einem Sänger wie Udo in den Fahrstühlen des Luxusdampfers zu begegnen, war für viele anfangs so, als würde der Schwarze Block auf einmal ihre Kabine mit Seeblick stürmen.

Er war nur ein Johnny, aber wie Sascha Hehn oder ein anderes Besatzungsmitglied des Traumschiffs sah er nun beim besten Willen immer noch nicht aus.

»Ekelhaft« hätte man sie gefunden, sagte Udo später über die Reise. Manchmal hätten sich die alten Damen schlicht geweigert, in den Fahrstuhl zu steigen, als sie sahen, dass er darin stand.

Aber Udo war ein Johnny, der sein Handwerk verstand. Im Abendprogramm sang er Lieder wie »Horizont« oder »Bel Ami«. Der Beton wurde weich. Und ein paar Tage später hatte er die vermeintlich besseren Herrschaften des Dampfers in eine Fangemeinde verwandelt.

»Ach Herr Lindenberg, das war so toll gestern Abend«, sagten die lilagetönten Damen jetzt. »Wissen Sie, so schön haben wir den ›Bel Ami‹ lange nicht mehr genießen dürfen.«

Es gibt wenig Dinge, die Udo so gerne hört wie ein Kompliment. Sie erfreuen ihn tatsächlich immer wieder aufs Neue. Nie hatte er zu den Rockstars gezählt, die genervt die Augen wendeten, wenn ihnen jemand zum tausendsten Mal sagt, dass ihre Musik das Leben des jeweiligen Fans verändert, verschönert, getröstet habe, und nun auf dem Dampfer war nicht der Zeitpunkt, mit solch schlechten Gewohnheiten anzufangen.

Also sagte Udo: »Das freut mich zu hören, Mädels. Die Show muss weitergehen. ›Bel Ami‹ ist jetzt auch eure Show.«

Mit 55 war Udo fast eine Generation jünger als seine neuen Fans. Die salzige Luft, das Schiff, unterwegs sein auf den Wellen, klar, das machte auch schon mal ein wenig Freude, aber selbst für einen Johnny war er ein bisschen früh dran, um sich auf diese Art seinen Lebensunterhalt auf Dauer zu verdienen.

Eine solche Fahrt war ja mal ganz lustig, zehn solche Fahrten waren schon wie ein Trip Richtung Möbelhaus.

Also blieb eigentlich nur das Comeback. Das Problem war nur, dass Udo keine Ahnung hatte, wie er das anstellen könnte.

Er war ungefähr in dieser Stimmung, als, zurück an der Bar des Atlantic, dort wieder das Faxgerät ratterte.

Ein völlig unbekannter Verein irgendwo im Schwarzwald

wollte, dass Udo in einer kleinen Stadt auftritt, von der Udo noch nie gehört hatte.

So weit, so gut, so etwas kam öfters vor.

Udo hatte Fans überall im Land, einige der besonders treuen hielten die Stellung in Quickborn oder Landshut oder Nördlingen. Der Clou an diesem Fax aber war die Anmerkung des Veranstalters, dass man Udo nichts zahlen könnte für sein Konzert, weil die Unkosten in solch einer kleinen Stadt, sie hieß übrigens Calw, sehr hoch seien und dem Veranstalter sonst die Pleite drohe.

Ohne Gage, das war neu.

Wahrscheinlich war es nicht böse gemeint, aber es fühlte sich an wie eine Demütigung.

Sogar im Möbelhaus oder im Baumarkt gab es eine Gage, auch, wenn die nur bezahlt wurde, damit die Leute kamen und am Ende ein Schuhregal oder eine Bohrmaschine kauften.

Aber gar nichts, null, niente, das war ein Tiefpunkt, dachte man jetzt an der Bar des Atlantic, und jemand von Udos Leuten schlug vor, das Ansinnen aus dem Schwarzwald mit seiner sofortigen Absage zu bestrafen.

Hmm. »Warte mal«, sagte Udo, »lass noch mal gucken.«

Mit »lass noch mal gucken« meinte Udo den Abschnitt in der Anfrage, in dem stand, dass aus Calw, dieser kleinen Stadt im Schwarzwald, Hermann Hesse kam.

Hesse gehörte zu den Schriftstellern, deren Werk Udo fast komplett gelesen hatte. »Siddharta«, »Der Steppenwolf«, »Demian« und »Narziß und Goldmund« hatten ihn begleitet seit seiner Jugend in Gronau. Die Suche nach einem Sinn im Leben abseits der breit getrampelten Wege, diesen Hunger nach Sinnlichkeit und Genuss, schließlich die Sehnsucht nach einer unkonventionellen Moral, das alles hatten die Romanfiguren von Hesse gemeinsam, und Udo konnte sich mit diesen Ansinnen identifizieren. »Woher

weiß dieser Mann so genau, wie ich fühle«, sagte Udo oft, wenn von Hesse die Rede war.

Also ließ Udo ein Fax aufsetzen, in dem stand, dass er sich grundsätzlich vorstellen könnte, in Hesses Geburtsstadt aufzutreten, aber ein wenig Gage müsse schon sein. Wie es denn mit der Summe von 20 000 Euro stehe? Ob man sich darauf einigen könne?

Man konnte. Udo spielte sein Konzert, und am 5. Juli 2005 traf er sich zu einem späten Frühstück am frühen Nachmittag mit einem Herrn namens Jürgen Teufel auf der Terrasse des Schwarzwald-Hotels Wart.

Teufel, von Beruf Direktor der Sparkasse Calw, erschrak ein wenig. Das Idol seiner Jugend trug ein schwarzes Hemd mit Krawatte, aber die Augen wirkten leer. Teufel hatte den Eindruck, Udo habe keine Energie mehr, er sei finished, vor allem aber hätte Udo den Glauben verloren.

Udo wirkte an diesem Nachmittag wie sein eigener Nachlassverwalter, sagte: »Ich möchte mein Lebenswerk unterbringen, sodass es der Nachwelt erhalten bleibt.«

»Am besten wäre es, du gründest dazu eine Stiftung«, sagte Teufel. Es gibt sehr wenig Menschen, die Udo siezen, und selbst Sparkassendirektoren aus Calw gehörten anscheinend nicht dazu.

Udo hatte wenig Ahnung, was eine Stiftung ist, und er hatte erst recht keine wirkliche Vorstellung davon, wo das Geld für eine solche Sache herkommen sollte.

Es war ja schon nicht ganz einfach gewesen, überhaupt eine Gage für einen Auftritt an diesem Ort, Calw, zu bekommen.

»Eine Udo-Lindenberg-Stiftung könnte soziale Projekte hier und in der Dritten Welt fördern«, sagte Teufel. »Man könnte den musikalischen Nachwuchs unterstützen, nach und nach.«

Als Udo fragte, wie viel Kapital man für solch ein Projekt brauche, antwortete Teufel: »Ungefähr eine halbe Million Euro.«

Das war viel Geld.

Aber Teufel versprach, dass er versuchen würde, die Summe bei der Sparkasse Calw aufzutreiben, wenn Udo im Gegenzug einwilligte, die Hälfte seiner GEMA-Rechte an die Sparkasse abzutreten für die Restlaufzeit von 95 Jahren.

Ein riskanter Deal, damals im Sommer 2005, als keine Plattenfirma mehr etwas von Udo wissen wollte.

Im Verständnis der Musikindustrie war Lindenberg ein Dead Man Walking, und eine solche Stiftung wäre eine Art vorzeitiger Grabstätte. Nun, wer sollte für einen solchen Unfug bezahlen?

Die Zeiten, in denen die Industrie es sich leisten konnte, sehen den Auges und ohne alkoholische Hilfsmittel Geld zum Fenster hinauszuerwerfen, waren lange vorbei.

Aber Teufel wollte genau das tun.

Mit dem einen Unterschied, dass er glaubte, sein Geld irgendwann zurückzubekommen. Und möglicherweise noch Geld dazu.

Dem Lindenberg geht's ganz schlecht. Der ist pleite, hörte Teufel, als er in der Branche herumhorchte.

Aber sein Instinkt sagte ihm etwas anderes.

»Jetzt lasset ihn doch amal laufe, der kommt scho wieder, wenn ihr den wieder laufe lasset.«

Das war Teufels Überzeugung. Und er blieb dabei, auch, wenn alle anderen Entscheidungsträger in seiner Sparkasse anderer Meinung waren.

Für Udo war dieser Teufel und seine Haltung wie ein Aufenthalt in einem Luftkurort.

Es tat ihm unglaublich gut, dass da wieder jemand bereit war, an ihn zu glauben.

In ihm eine Zukunft sah und nicht nur eine Vergangenheit.

Und, dass dieser Jemand bereit war, eine halbe Million auf sein Lebenswerk zu setzen.

Als der Deal dann ein Jahr später kurz vor dem Abschluss stand, schrieb Udo Teufel eine SMS:

»Ein herzliches Ahoi aus Hamburg. Thanks, habe alles erhalten, spreche mit meinen Jungs am Wochenende über alles. Bin natürlich auch von der Abteilung Volle Fahrt Voraus. Anyway – Seefahrer fahren nur nach vorn. Das weißte doch, und viele unserer Hamburger Schiffe sind aus Schwarzwälder Holz geschnitzt.

Schönes Weekend Dir und Ella,

Dein Amigo Udo.«

Das klang, ganz klar, nach echter Dankbarkeit.

Nur, da klang auch noch etwas anderes durch.

Neuer Mut.

Irgendetwas in dieser Richtung.

## DER FLASHKOPP

Stell Dir vor, Du singst einen Song, und Du hörst Dir wieder zu.

Irgendwie hast Du Dir ja immer zugehört in all den Jahren, mal mehr, mal weniger, aber wenn Du ehrlich bist, so richtig erreicht hast Du Dich mit Deinem Gesang nur noch ganz selten.

Natürlich, Du weißt ja, wie das geht, singen, Songs schreiben, schließlich hast Du es ja in diesem Land, für Deine Generation, für dieses einst brandneue Ding namens Rock'n'Roll erfunden, gewissermaßen.

Nur, gerade weil das so ist, bist Du der Erste, der zugeben muss, na ja, so richtig ging Dich das alles nicht mehr was an, was Du da von Dir gegeben hast in den letzten Jahren.

Dir wurde nicht mehr leicht schwindlig, wenn Du gesungen hast, so wie früher, als Du das Gefühl hattest, wow, genauso hast Du das immer gespürt, aber Du konntest es nicht ausdrücken, weil Dir die Worte dafür fehlten.

Du hattest das alles ein wenig in den Hintergrund geräumt, jene großen Gefühle, aber jetzt sind sie irgendwie wieder zu hören, wenn Du singst.

Auf dieser Autobahn  
lass uns nicht weiterfahr'n

die letzte Ausfahrt hier  
Ey, komm, die nehmen wir  
Da ist die letzte Bar  
ist der letzte Drink,  
vor der Grenze da

Draußen ist es längst dunkel, Du stehst allein hinter einem Mikrofon in einem Studio in Hamburg-Altona. Du trägst eine Mütze, weil die Kopfhörer, mit denen Du die Band hörst, nicht über Deinen Hut passen.

Du bist allein hier hinten, nur Du und Deine Ohren, die so eine Blitz-Rohr-Post herstellen in Deine Invitation-Only-Zone. Du bebst ein bisschen, aber Du lässt Dir nichts anmerken, schließlich sind da vorne am Mischpult ein paar Gestalten, die über den Reglern wachen.

Profis.

Es sind Deine Produzenten und, wenn Du jetzt so einen jähen Gefühlsausbruch hinlegst, so etwas Amateurhaftes, könnte es sein, dass sie denken, Du hättest nicht mehr alle Tassen im Schrank oder so was in der Richtung.

Also, cool check, easy, Mann.

Du ziehst an Deiner Cigar.

Singst weiter.

Was hat die Zeit mit uns gemacht  
Was ist denn bloß aus uns geworden  
Was hat die Zeit mit uns gemacht  
Ein eisiger Wind treibt uns nach Norden  
In so ein Land, wo weit und breit  
nichts ist als Schweigen oder Streit  
Da will ich nicht hin  
das macht mich kaputt

Du siehst in der Ferne das Mischpult leuchten. Haben sich da nicht eben zwei der Gestalten am Pult zugenicht?

Du bist Dir nicht ganz sicher. Wäre jedenfalls nicht schlecht. Aber wie gesagt, Du kannst Dich täuschen. Hat nicht der Typ rechts am Pult vorhin gesagt, Du sollst bloß keinen Druck in den Gesang legen, sondern Deine Stimme rollen lassen.

Dem tiefen, weichen Samt vertrauen oder wie immer man diesen Stoff nennen würde, den Jahrzehnte von Nikotin und Alkohol in Deine Stimmbänder gegerbt haben.

Man kann auch sterben an solch einem unfreiwilligen Experiment, aber Du bist noch da.

Warum, weißt Du auch nicht so genau. Vielleicht meint es einer dort oben gut mit Dir. Vielleicht hast Du auch nur Glück gehabt. Egal, Du würdest es jedenfalls nicht bei den Nachwuchswettbewerben, die Du jetzt gelegentlich veranstaltest, zur Nachahmung empfehlen.

Hat jetzt der Linke dem Rechten zugenicht?

Du singst weiter.

Was hat die Zeit mit uns gemacht  
Das kann doch echt nicht unser Ding sein  
Was hat die Zeit mit uns gemacht  
Den ganzen Blues zieh' ich mir nicht rein  
Wir sind doch nicht so wie die ander'n  
die sich mal lieben und dann weiterwandern

Du machst eine letzte Pause.

Zieh noch mal an der Zigarre.

Es bebt schon wieder.

Dann singst Du:

Ey, das weißt du doch  
Ich lieb' dich immer noch

Das war's. Du hörst, wie die Melodie in Deinem Kopfhörer endet. Du nimmst den Kopfhörer ab, packst Deine Zigarre und gehst Richtung Mischpult.

Zwei Schritte. Du siehst die Augen der Männer am Mischpult. Fassungslosigkeit liegt darin. So ein Ich-habs-Euch-doch-immer-gesagt.

Du gehst noch einen Schritt weiter, weil Du Dir gern sicher sein würdest. Auch, weil Du solche Augen schon so lange nicht mehr gesehen hast. Kann es sein, dass die Freude in diesen Blicken Wirklichkeit ist? Diese tiefe, echte Freude?

Du setzt die Sonnenbrille auf.

Du musst Dich an solches Zeug erst wieder gewöhnen.

\*

Dass er ein »Flashkopp« sei, und zwar der »supergeilste Flashkopp« von allen, solch ein Kompliment hatte Udo lange nicht gehört.

Ehrentitel wie »Panikpräsident« oder anderes Zeug mit dem staubigen Geruch von Karnevalsvereinen, ganz oben im Veteranenclub, das kam jetzt öfter, aber »Flashkopp« klang anders, es klang jung, hip, sexy und im besten Sinne völlig unberechenbar.

»Flashkopp.«

Genauso hatte dieser Typ mit den fordernden blauen Augen und den struppig zurückgeklatschten blonden Haaren Udo immer wieder genannt auf ihrer spontanen Spritztour in die Nacht, elbaufwärts und dann immer weiter, im Phaeton, die Anlage voll aufgedreht, als Wegzehrung drei Flaschen Eierlikör und ein Privatsekretär, der nachschenken und die CDs wechseln musste.

Es waren eine Menge CDs, denn Udo probierte, fummelte und bastelte seit ein paar Jahren an neuer Musik.

Songs, die ihm noch einmal einen Neustart ermöglichen sollten, und der Phaeton war sozusagen ein mobiles Cape Canaveral – das logistische Zentrum, von wo die Rakete zum Comeback gezündet werden sollte.

Ohne Plattenvertrag war Udo jetzt eine Art Desperado der Branche.

Wo er früher gesagt hätte, schicken Sie die Rechnung bitte an Sony oder BMG oder die Teldec oder einen anderen Laden mit einem scheinbar endlosen Geldspeicher, da musste Udo nun selbst ran.

Zahlen.

In bar.

Für all den Quatsch, der nur noch ungeliebte Durchlaufstation gewesen war: auf dem Weg nach New York, Miami, Moskau, Kairo, Paris oder den Amazonas flussaufwärts nach Manaus, der legendären Dschungelstadt, wo der verrückte Filmheld Fitzcarraldo Ende des 19. Jahrhunderts ein Opernhaus hatte hinstellen lassen.

Lieber wollte Udo dort ohne einen einzigen Zuhörer singen, als in so einem sterilen High-Tech-Musikbunker irgendwo in einer deutschen Großstadt.

Aber wollte er wieder rein in die Comeback-Rakete, blieb ihm nichts anderes übrig, als wieder hineinzusteigen in diese Bunker, und er musste den ganzen Zinnober auch noch bezahlen.

Unfertiges Zeug, das er zum Beispiel an den alten Mitstreiter Steffi Stephan nach Münster geschickt hatte, mit der Anmerkung: »Mach da mal ein bisschen Panik drauf.«

Unfertiges Zeug, dass er seiner alten Freundin Annette Humpe in ihrer Küche am Berliner Lietzensee vorgespielt hatte, dazu Stapel von Papier auf dem Tisch. Hunderte von Zetteln, die Textteile enthielten.

Songideen, Zeilen, Themen, von denen Udo gelesen hatte in der Zeit, im Stern, im Spiegel. Sachen über die verschmutzte Umwelt, die Dritte Welt, die Ungerechtigkeiten des modernen Lebens.

Alles schön und gut.

Verdienstvoll.

Aber eben auch prima gecouvert um 21.45 bei Maybrit Illner. Oder in einer anderen Talkshow.

33 Alben hatte Udo aufgenommen bis jetzt. Sein letztes hatten noch 7000 Menschen gekauft.

Es bestand die Möglichkeit, diese Zahl auch noch zu unterbieten.

Mit seinem 34. Album, zum Beispiel.

»Du musst den Menschen zeigen, wie es in dir aussieht«, hatte Annette Humpe gesagt. »Lass die Hosen runter. Das ist interessant.«

Udo hatte seine Stapel Papier wieder eingesammelt und war wieder nach Hamburg gefahren.

Mal gucken.

Aber Annette Humpe hatte Udo auch den Namen dieses nicht mehr ganz jungen Mannes gegeben, der Udo jetzt im Phaeton einen »Flashkopp« nannte.

Andreas Herbig, Produzent.

Herbig war ähnlich wie Udo ein sehr seltenes Exemplar in der populären Kultur dieses Landes. Ein Feingeist, der extrem poltern konnte, wenn er nicht seinen Willen bekam. Einer, der große Hits produzieren konnte, aber nie so billig und durchsichtig, dass die Formel bereits ohne Fernglas von zwei Kilometern Entfernung erkennbar war. Ein radikaler Individualist und natürlich ein bisweilen launischer und schwieriger Typ.

Vor allem aber hatte Herbig das, was man nicht klauen kann und was man braucht, wenn man vorhat, mehr von einem Menschen zu erobern als das Kreditkartenfach seines Portemonnaies.

Herbig hatte Soul.

Das wichtigste Kapital überhaupt.

Für Geld nicht zu kaufen, leicht zu zerstören von denen, die ihn nicht haben, den Soul. Und davon gibt es in der Musikbranche, Made in Germany, nicht gerade wenig. Gefühlt halten sie 98 Prozent des Marktes in ihren fein manikürten und trotzdem groben Händen.

Es war also nicht wirklich verwunderlich, dass Herbig Udo für einen »Flashkopp« hielt, »echt groß«, aber eben nicht den ganzen Udo, sondern vor allem den Udo, der sich in den 70er- und frühen 80er-Jahren mit Frack und Gamaschen an den Roulettetisch des deutschen Musikgeschäfts gesetzt und das Spiel für immer verändert hatte.

Nicht nur war es Udo damals gelungen, die Bank zu sprengen, sondern er war immer mehr zu jener Kunstfigur geworden, die er anfangs nur im Suff und wilden Träumen skizziert hatte: Udo Lindenberg, jener sensible, manchmal schüchtern erscheinende Outlaw, der Wände zertrümmern konnte, wenn sie den Weg dorthin verbauten, wo ihn seine Reise als Nächstes hinführen sollte. Egal, ob es eine schöne Frau war in einem fernen Land oder ein Treffen mit seinen Kumpels an einer Autobahnraststätte auf eine Bockwurst.

Udo: das Versprechen, dass es ein Leben gibt, anders, spannend, intensiv, trotzdem lässig. Alles klar und trotzdem immer auf heißer Spur.

Herbig liebte diesen »Flashkopp« aus den 70ern und verabscheute den Sound, mit dem dieser »Flashkopp« danach über die Jahrzehnte zugeschüttet worden war.

Eingegraben zu Lebzeiten.

Für diese Schändung durch Sound, diesen Frevel am Pop-Heiligen hatte Herbig Ausdrücke, die er ausspuckte wie lästige Insekten.

»Schweinerock« nannte er diesen Klang. Oder »Bizeps-Rock« oder »Gummihosen-Metal«, oder »Stadtfest-Faust-Hoch-Dreck«.

Songs, die klangen wie »Eye of the Tiger« von der US-Stumpfband Survivor. Stoff, der für eine Zechbruderschaft namens Scorpions aus Hannover reserviert war, aber nichts verloren haben sollte bei Udo.

Genauso wenig wie der natürliche Partner des Schweine-Rock-Drecks, die Mariacron-Weinbrand-Balladen, der miese Kitsch, mit dem sich auf Weihnachtsmärkten zugeprostet wird.

Herbig war eine Generation jünger als Udo, er hatte Anfang der 90er-Jahre als junger Mann Eierpappen-Kartons zur Schallisolierung an eine Studiowand geklebt, als Udo damals sein Album »Benjamin« aufnahm. Und jetzt packte Herbig, beflügelt von der Erinnerung und dem Eierlikör, im Phaeton allen Mut zusammen und erklärte Udo, dass er, Herbig, mit dem Flammenwerfer vorzugehen gedenke gegen all den Verschnittmist, der Udo verunstaltet hatte.

»Und wie soll das dann klingen, was du vorhast?«, fragte Udo im Phaeton.

Herbig sprach von Johnny Cash, dessen Legende der Produzent Rick Rubin Mitte der 90er-Jahre wieder zum Strahlen gebracht hatte mit extrem reduzierten Aufnahmen, die den Raum aufgerissen hatten für das gewaltige, shakespearehafte Drama, das der Stimme des hoch gestiegen und tief gestürzten und nun dahintrudelnden Country-Sängers damals innewohnte.

»Ein Album, angelegt an Johnny Cash und deine ersten Platten, sozusagen Udo pur. Ungeschminkt, keine Modernitäten, beseelt und einfach«, sagte Herbig.

Udo überlegte, mehr Eierlikör, mehr reden.

Dazwischen CDs wechseln durch den Privatsekretär.

Udo sang nun Spontantexte zu Breitwand-Gitarren-Demos.

Mehr Eierlikör, schließlich, fast im Morgengrauen, Kurs zurück nach Hamburg.

Zum Abschied legte Herbig noch einmal nach.

»Johnny Cash. Reduziert. Beseelt.«

»Nee, so alt bin ich noch nicht. Andreas, ich bin der Mann für die große Show, aber echt geilomat der Abend mit dir, lass mal telenieren, I call you«, antwortete Udo.

Eine Absage eigentlich, aber ein paar Wochen später rief Udo tatsächlich an.

»Ey, Andreas, kann losgehen. Das Raumschiff startet durch, und du bist der Boss von meinem Kompetenzteam. Lass in See stechen und den Thron wieder zurückholen. Die Urlaubsvertretung kann jetzt Schluss machen.«

Udo würde die Aufnahmesessions selbst bezahlen, und zwar alles, was dazugehörte. Das Studio, die Produzenten, die Musiker, die Biere, den Wein, der an warmen Juliabenden im Hof vor dem Studio getrunken wurde beim Grillen. Etwa 80 000 Euro, hatte Herbig kalkuliert, würde die Sache kosten. Zunächst einmal.

Udo war nicht begeistert, aber er hatte abgenickt, ihm war klar, dass ein Projekt, das er inzwischen »Superstar sucht Deutschland« getauft hatte, nicht ganz billig werden würde.

Das Boogie Park Studio in Hamburg-Altona war ein Ort nach Herbigs Geschmack. In jeder Beziehung »Old School«, eng und gemütlich.

Die Wände dunkelrot gestrichen, war es in zwei Räume geteilt. Das Mischpult der Produzenten stand in einem, die Musiker und Udo bevölkerten den anderen Raum. Als Trennung diente lediglich eine Doppelglastür, sodass immer für alle jederzeit klar war, was abging.

Die Aufnahmen waren vom 8. bis 21. Juli terminiert. Das waren zwei Wochen. Keine Zeit für Ausfälle, vor allem keine Zeit für Udos Alkohol-Schleuder-Dramen.

Außer Eierlikör sollte alles für ihn tabu sein. Herbig hatte Udo klipp und klar gesagt: »Wenn du anfängst, während der Auf-